

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 7

Artikel: Streiflichter über Indien
Autor: Burton, Edward
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666553>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dengewandern die Männer — so flanieren sie hier müde, lässig und verträumt auf und ab, nach des Tages würgender Hitze ein wenig der Kühle der Tropennacht zu genießen. Und die zartwehenden Tücher der Frauen und die üppig-wallenden Gewänder der Männer weiten sich und verschmelzen zu demselben Schwermuttschleier des Orients, der alle diese dunklen, fremden Menschen umhüllt und sie uns wie in einem Nebellande, unendlich fern und unwirklich erscheinen läßt...

Im Nachtclub, der neben dem „Tor von Indien“ liegt, spielt ein Hindu-Orchester allerhand europäische Weisen. Die Melodien gleiten über das spiegelglatte Wasser von Bombah, hüpfen um das „Tor von Indien“ herum, und schwingen sich zum saphirblauen Märchenhimmel empor, im Nirwana verklingend. Die Hindus spielen die europäische Musik jammervoll, wie Affen, die etwas auswendig gelernt haben. Diese Musik entspricht ihrer Seelenskala nicht und sagt ihnen nichts. Aber in manche Töne und Akkorde, mögen sie noch so falsch sein, legen sie ihre Heimatklänge hinein. Es ist gleichgültig, was sie spielen — hier, von der Umgebung bedingt, nehmen all diese Lieder, ob ernst oder banal, ein und dieselbe Stimme an, die Stimme des Versagens, des Sehnsens, des Ostens, die zugleich schmeichelt und quält, ebenso wie der gleichmäßige Betgesang der wie geistesabwesend in die Ferne starrenden Hindus...

Und gleichsam zur Vollendung dieses Bildes, das der rätselhafte Himmel Indiens überdacht, kreisen hier ständig in den Lüften Hunderte und Tausende von Geiern, die hier so zahlreich wie anderswo die Krähen sind. Es hat etwas Unheimliches und Symbolisches — dieses ewige Über-der-Stadt-Kreisen der Geier von den Türmen des Schweigens. Überall thronen sie — auf den Tempeln, auf den Geschäftshäusern des Bazars, auf dem Dach des „Taj-Mahal“-Hotels und auf den Zinnen des „Tors von Indien“. Und von überall ertönt ihr Schrei, ihr Geiergesang, unablässig und warnend...

Merkwürdig und grauenvoll ist der Ruf eines Geiers; ein leises, unschuldiges Flöten, fast wie der Ruf eines Pirols nach dem Regen, lieblich und süß; aber in diese Süße, in diese Lieblichkeit des Geiergesangs mischt sich, wie in jede Süße und Lieblichkeit des bezauberten Orients, stets dasselbe unnennbare Gift, das häßliche Gift der Trugsamkeit und der heimtückischen, orientalischen Melancholie. Es ist wieder dieselbe Melodie, die den Äther in allen Weiten und Breiten des Orients durchzittert und die der Hörsinn hier in allem Klanglichen wiederfindet — sei es im Monotongesang der betenden Hindus oder im irritierenden Flöten der Zauberer, in den klagenden Tönen der enteilenden Schiffe, die die Ferne verschlingt, oder im trügerisch-süßen Schrei des Masgeiers — als Unterton dringt sie überall durch, durch Mark und Bein —, die Melodie Indiens, einmal gehört, niemals vergessen...

Streiflichter über Indien.

Von Edward Burton.

Es scheint zuweilen, als gäbe es für den gewaltigen Strom der Zivilisation kein Hindernis, als müßte er alles unter sich zwingen, alle Ungleichheiten ebnen und die unüberbrückbaren Gegensätze wegschwemmen. Die einen nennen diese Entwicklung „Eroberung der weißen Rasse“; die anderen „Untergang alter Kulturen“.

Doch stimmt das eine oder das andere wirklich in tieferem Sinne? Hat sich wirklich, wenn man den Blick nach den Ländern der uralten Kulturen im Fernen Osten richtet, etwas in ihrem wesenhaften Leben verändert?

Gewiß rasen luxuriöse Schnellzüge durch das Dickicht jungfräulicher Urwälder, gewiß gibt es in den Städten Banken, Universitäten, Theater, Kinos und Tausende von Automobilen, gewiß läßt das äußere Bild indischer Städte glauben,

daß die Zivilisation hier langsam, doch stetig die ursprünglichen Lebensformen und Ausdrücke verdrängt, verschlingt.

Ist es wirklich so?

„Wir haben Euch zu anderen Menschen gemacht,“ sagen die Engländer. „Wir haben Euch Bahnen, Telephone, Radio gegeben.“

Der Indier nickt ungläubig.

„Aber sterben müssen wir doch, wie wir es seit jeher gemußt haben. Der Tod ist der gleiche geblieben.“

Hier liegt der Schlüssel zur wahren Beurteilung der Situation. Nein, die Zivilisation hat nichts geändert, nichts geändert an den tiefen und wesentlichen Inhalten des indischen Lebens, und einer, der mit offenen Augen durch die indischen Städte geht, kann sich selbst vergewissern,

daß trotz Banken, Theater, Kinos und Radios alles beim Alten geblieben ist...

Es gibt in dieser Stadt ein großes Heiligtum der Göttin Kali, Sivas Gattin, der habgierigen, blutrünstigen Göttin der Lebensvernichtung, die ständig zahllose Opfer fordert.

Vor diesem Heiligtum sieht man Tausende von Pilgern, die aus den entferntesten Gebirgsgegenden zu Fuß gekommen sind. Eine unerschütterliche Geduld liegt in ihren Gesichtern, eine Ekstase gläubigen Wartens auf den feierlichen Augenblick der Opferung! Nun ist es so weit. Einer nach dem andern kommt an die Reihe... steht vor dem Priester, der dem Opferlamm den Kopf abhackt, während ein anderer in einen großen Gong schlägt. Die Ekstase steigert sich zu einer erstarrten Verzückung. Es ist, als seien diese Menschen von einer übersinnlichen Macht gelähmt. Dann bewegt sich die Menschenmenge wieder, bis die neue Welle der Begeisterung sie erfasst und von neuem stumm und starr werden läßt... Die fanatischen Bettlerfrauen schmieren sich das Gesicht mit dem heißen Blut des Opfertieres ein...

Die Sonne glüht unbarmherzig. Die Raben fliegen umher, lassen sich auf den Blutlachen nieder und trinken gierig das Blut, das überall fließt und schnell gerinnt...

Vor Jahrhunderten brachte man auf dem gleichen Hof am gleichen Heiligtum der blutrünstigen Göttin Kali Mädchen und Jünglinge zum Opfer. Das haben die Engländer allerdings verboten — doch was ändert dieses Verbot an dem Geist dieser Zeremonie? Nichts.

Die Göttin Kali ist das Sinnbild erlöschenden Lebens, des Todes, im Gegensatz zu ihrem Mann Siva, der den männlichen Ursprung, die Geburt und allen Beginn symbolisiert. Kali trägt an

ihrem Hals ein furchtbares Kollier. Es besteht aus 44 menschlichen Schädeln — ebenso viel Buchstaben hat das Alphabet des Sanskrit!

Ist es Zufall? Nein, auch darin liegt ein tiefer Sinn, der Buchstabe ist Teil des Wortes, und das Wort ist der Tod des Gedankens. Im Augenblick, wo der Gedanke niedergeschrieben wird, ist er tot... Dieses Symbol ist verständlich und klar jedem Inder, der Europäer muß sich erst von den Eingeweihten aufklären lassen...

Man kann in der Umgebung von Kalkutta, am Ufer des Ganges oft auf Spuren erloschener Lagerfeuer stoßen. Hier verbrennen die Inder ihre Toten. Die Asche wird in den Fluß geworfen, und die Seele des Toten kommt auf diese Weise zur ewigen Seligkeit. Verbrannt werden am Ufer des Ganges — das ist der sehnlichste Wunsch vieler Millionen von Indern!

Die Leiche wird in ein Tuch gehüllt und dann auf den brennenden Scheiterhaufen gelegt. Ringsherum lassen sich die Verwandten der Toten nieder. Einer von ihnen erhebt sich dauernd und begießt den Leichnam mit aromatischen Ölen, damit das Feuer lodernder brenne und der Geruch angenehmer werde.

Man sieht nichts von Trauer in den Gesichtern der Anwesenden. Einer raucht gelassen eine Zigarette; ab und zu richtet er die verbrennende Leiche zurecht, steckt die verkohlte Hand oder das Bein ins Feuer zurück...

„Wen verbrennen Sie?“ fragt man diesen Mann.

„Das war meine Frau,“ antwortet er mit gleicher Gelassenheit, wie er die Zigarette raucht. „Nur die Götter wissen, ob das Leben besser sei als der Tod! Wie kann man sich darüber aufregen? Was ist der Tod? Wahrscheinlich nur ein Hinübergleiten in eine bessere Zukunft...“

Immer, wenn es Abend wird.

Immer, wenn es Abend wird,
Fallen von mir Hast und Handlung;
Immer, wenn es Abend wird,
Fühl' ich selige Verwandlung:
Wie aus tiefen Schächten steigt
Meine Seele, tags verdüstert.
Leisen Stimmen sie sich neigt,
Wenn das Laub der Birke flüstert.

Jeder Wolkenzug im Wind
Läßt mich holde Wunder hoffen.
Unter Kindern bin ich Kind —
Jeder Himmel steht mir offen.
Immer, wenn es Abend wird,
Singt mir süß das Lied der Fernen —
Immer, wenn es Abend wird,
Find' ich heim zu Gottes Sternen...

Heinrich Anacker.